Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 28 (2021)

Heft: 3: Fürsorge und Selbstermächtigung = Assistance et autonomisation de soi

Artikel: Grenzen der Komplexitätsreduktion : Überlegungen zu den Versuchen, multifunktionale Tiere in monofunktionale Projektionsflächen zu transformieren

Autor: Moser, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-958468

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grenzen der Komplexitätsreduktion

Überlegungen zu den Versuchen, multifunktionale Tiere in monofunktionale Projektionsflächen zu transformieren

Peter Moser

Jocelyne Porcher, Chloé Mulier, Felix Jourdan und Vanina Deneux fragen in ihrem Debattenbeitrag *L'animal de rente. Quel rente?* im letzten *traverse*-Heft nach den Auswirkungen der im 19. Jahrhundert in Frankreich aufkommenden Konzeptualisierung landwirtschaftlicher Nutztiere als *animaux de rente*.[1] Dabei führen sie sowohl die aktuellen Bestrebungen der Ersetzung tierischer Produkte durch «biotechnologische Ersatzprodukte» als auch die parallel dazu von der Tierrechtsbewegung mit zunehmender Verve erhobene Forderung nach einer Abschaffung der Nutztierhaltung darauf zurück, dass die Nutztiere im 19. Jahrhundert von Agronomen zu Objekten einer Rendite reduziert worden seien. Gleichzeitig stehen die Autor*innen der von ihnen befürchteten Verdrängung der *animaux domestiques* skeptisch gegenüber, weil, wie sie schreiben, «nos relations de travail avec les animaux apportent également à notre humanité».[2] Als Beitrag zur Vermeidung der heute von industriellen wie tierrechtlichen Kreisen angestrebten Abschaffung der *animaux domestiques* schlagen Porcher et al. vor, (landwirtschaftliche) Tiere in Zukunft nicht mehr als *animaux de rente*, sondern als *animaux de travail* zu konzeptualisieren. Denn anders als die momentan in der westlichen Welt populären Forderungen nach mehr «Tierwohl» *(bien-être animal)* und Tierrechten *(la cause animale),* die letztlich zu einer Stärkung der Forderung nach einer Aufhebung der Tierhaltung beitrügen, würde eine Konzeptualisierung der Tiere als *animaux de travail* es den Tierhalter*innen ermöglichen, in den *animaux domestiques* wieder mehr als lediglich ein Potenzial zur Einkommenssteigerung zu erblicken. Als konkreten in diese Richtung zu unternehmenden Schritt schlagen Porcher et al. vor, die Haustiere zu einem Untersuchungsgegenstand der Sozial- und Geisteswissenschaften zu machen: «L'intégration des animaux domestiques dans les sciences du travail (histoire, sociologie, psychologie) permettrait de dépasser ces contradictions et de vraiment penser leur place dans les rapports sociaux.»[3]

Diese Anregung, die von Tieren geleistete Arbeit zu einem Gegenstand der historischen Forschung zu machen, stösst in der Geschichtsschreibung, wie wir sie im Archiv für Agrargeschichte (AfA) verstehen und betreiben, auf vorbehaltlose Zustimmung.[4] Klärungsbedarf sehen wir aufgrund unserer langjährigen Beschäf-

tigung mit der Nutzung biotischer Ressourcen und damit auch mit arbeitenden Tieren und den Halter*innen von Nutztieren jedoch bei der Frage der Begrifflichkeit, der Periodisierung und der Tendenz zur Dichotomisierung der historischen Akteur*innen in eine wissenschaftlich ausgebildete *classe savante* und eine eher fortschrittsskeptische bäuerliche Bevölkerung, die wir im Text von Porcher et al. wahrnehmen. Zudem würden wir, wie Porcher et al. für die Gegenwart, auch bei der Analyse der historischen Entwicklung dafür plädieren, die von den Betreuer*innen der Tiere produzierten Quellen systematischer zu berücksichtigen. Deshalb möchten wir hier zumindest darauf hinweisen, dass es reichhaltiges Quellenmaterial dazu gibt.[5]

Weil im Frankreich des 19. Jahrhunderts, wie Reinhart Koselleck uns in Erinnerung gerufen hat, eine aus der Aufklärung herrührende Begrifflichkeit vorherrschte, die «rhetorische Schärfe und Stosskraft erlaubte», aber pragmatische Lösungen eher behinderte,[6] ist es notwendig, den für Porcher et al. zentralen Begriff des *animal de rente* nicht nur zu übersetzen, sondern auch danach zu fragen, was der Begriff eigentlich vermittelt. Transportiert er ein Erfahrungswissen aus dem Umgang mit Tieren in der bäuerlichen Praxis oder, etwas ganz anderes, nämlich die Erwartungshaltung, diese Praxis durch eine an kapitalistisch-industriellen Verhältnissen modellierte Vorstellung von Tierhaltung zu ersetzen? Denn, so Koselleck weiter, nicht «alle Erfahrungen, die auf den Begriff gebracht worden sind, lassen sich in den scheinbar entsprechenden Begriffen anderer Sprachen reproduzieren».[7]

Im Folgenden werden zuerst Vorschläge für eine Historisierung der im Text von Porcher et al. verwendeten Terminologie entwickelt, um sie für eine Thematisierung der arbeitenden Tiere im 19. und 20. Jahrhundert tauglich zu machen. Zur Überprüfung der insbesondere von Jocelyne Porcher[8] verfochtenen These, dass sich der Begriff *animal de travail* zur Identifikation des Potenzials der Tierhaltung für eine menschliche Gesellschaft besser eigne als *animal de rente*, wird anschliessend danach gefragt, wie die Halter*innen von Arbeit leistenden Haustieren ihre *working companions* in der Zeit von der Mitte des 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts wahrgenommen und beschrieben haben. Wir schlagen vor, die Zeit vom frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart nicht, wie Porcher et al., als Kontinuum zu betrachten, sondern, wie von uns andernorts ausführlich begründet,[9] in zwei Perioden zu unterteilen: in die Zeit der *agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft* von der Mitte des 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts und die Zeit der *industriell-agrarischen Wissensgesellschaft* ab der Mitte des 20. Jahrhunderts. Entstanden ist die agrarisch-industrielle Wissensgesellschaft, weil die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzenden Bestrebungen der Modellierung des Agrarischen nach dem Vorbild der Industrie in der agrarischen Praxis zu ganz anderen Resultaten führten als in den Fabriken. Diese Erfahrungen des

Scheiterns veranlassten sowohl die Agronomen als auch die bäuerliche Bevölkerung, nach Lösungen zu suchen, die auf die ressourcenbedingten Eigenheiten des Agrarsektors Rücksicht nahmen. Dazu gehörte beispielsweise, bei der Kultivierung der Böden Zugtiere statt schwere, die Lebewesen im Boden zerstörende Dampfmotoren einzusetzen – also Tiere *nicht* als monofunktionale *animaux de rente,* sondern als multifunktionale Akteure der agrarischen Modernisierung zu konzipieren.[10]

Im dritten, ausblickenden Teil wird abschliessend die Frage gestellt, wie die von Porcher et al. auch angesprochenen aktuellen Bestrebungen der Schaffung von mehr «Tierwohl» in der Nutztierhaltung und die tierrechtlich motivierten Forderungen nach einer Abschaffung der (landwirtschaftlichen) Nutztierhaltung im Kontext einer industriell-agrarischen Wissensgesellschaft historisch zu verorten sind.

Historisierung der Begriffe

Menschen halten Tiere «aus menschlichen Interessen», auch in der «heutigen Zeit der emotionalen Tierpartnerschaft und hochentwickelten Heimtierhaltung mit Familienanschluss», schreibt die Kulturwissenschaftlerin Jutta Buchner-Fuhs.[11] Ihre Feststellung, dass die menschliche Beziehung zum Tier immer am «Nutzungsgedanken orientiert» sei, gilt ebenfalls für die Tierhaltung im 19. und 20. Jahrhundert. Auch damals wurden Wild-, Haus- und Heimtiere als Nutztiere betrachtet. Voneinander unterschieden haben sie sich weniger dadurch, dass die einen «frei» und die anderen «gefangen» waren, als vielmehr dadurch, dass der Metabolismus und die Reproduktion der einzelnen Wildtiere weitgehend ohne direkte menschliche Einwirkungen erfolgten, Zucht, Ernährung und Pflege der Haus- und der Heimtiere jedoch von ihren Besitzer*innen gesteuert wurden – was auch daran ersichtlich wird, dass die Körper der Haus- und Heimtiere in diesem Zeitraum mannigfaltigere morphologische und funktionelle Veränderungen erfuhren als diejenigen der Wildtiere.

Als Haustiere galten in der Landwirtschaft genutzte Tiere wie Pferde, Kühe, Ochsen, Stiere, Hühner und Schweine, die in vielen Fällen unter dem gleichen Dach lebten wie ihre Betreuer*innen.[12] Der Nutzen der Haustiere bestand darin, dass ihre Körper während bestimmten Zeiten ihres Lebens, in der Regel zyklisch wiederkehrend und durch die Fütterung stark beeinflussbar, Milch, Eier, Wolle und andere wirtschaftlich relevante Produkte hervorbrachten und sich erst noch im Produktionsprozess reproduzieren konnten. Bei Hunden, Kühen, Ochsen, Stieren und Equiden kam hinzu, dass sie unter Anweisung und in Kooperation mit Menschen Arbeitsleistungen erbringen konnten. Die «wichtigsten animali-

schen Arbeitskräfte» seien «der Mensch, das Pferd, das Rind und in südlichen Gegenden auch das Maulthier», heisst es in der bäuerlichen Presse 1887.[13] Am Ende ihres Lebens wurden die allermeisten Haustiere getötet, ihr Fleisch gegessen und der restliche Körper zu unzähligen anderen Menschen und Tieren nützlichen Zwecken verwertet.

Von Menschen genutzt wurden aber auch die sogenannten Wildtiere, die nicht in einer Wildnis, sondern in regulierten, von Menschen geschaffenen und überwachten Habitaten lebten. Sie wurden gejagt, im Nationalpark dienten sie Tourist*innen als Erlebnis- und Forschenden als Untersuchungsobjekte.[14] Heute benutzen Naturwissenschaftler*innen sie als Datenlieferant*innen, indem sie Wölfen, Luchsen und Bären GPS-Sender applizieren. Und für Geisteswissenschaftler*innen sind sie sowohl Objekte intellektueller Neugier als auch ein Distinktionspotenzial im Wettbewerb um Karrieren und Fördergelder.

Auch Heimtiere, die aus sozialen oder emotionalen Gründen gehalten wurden, dienten menschlichen Belangen. Denn auch hier legten «Menschen aus ihrer Perspektive die Ziele» der Haltung ihrer Tiere fest.[15] Gemeinsam war Haus- und Heimtierbesitzer*innen auch ihr Unwohlsein im Zusammenhang mit dem Tod ihrer Tiere: Sie lagerten die Tötung in den allermeisten Fällen an Spezialist*innen wie Metzger oder Tierärzte aus und versuchten, diesen Vorgang, der nicht nur eine eigentliche Verletzung ihres symbolischen «Nutzungsvertrages»[16] mit dem Haus- und Heimtier beinhaltete, sondern auch einen kulturellen Bruch darstellte, räumlich auszulagern und ihn semantisch zu kaschieren. Haustierbesitzer*innen sprachen von metzgen, Heimtierhalter*innen von einschläfern oder erlösen. Die bäuerlichen Ambivalenzen im Versuch der Bewältigung von Knappheit, Überfluss und Tod zeigten sich auch darin, dass Bauernfamilien, die Tiere für den Eigengebrauch auf dem Hof schlachteten, bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts einen Teil des Fleisches dieser Tiere Nachbarn und Verwandten weitergaben, also gewissermassen eine säkularisierte Version des antiken Opferzeremoniells praktizierten.[17] Im Gegensatz zu den Haustieren, die meistens dann geschlachtet wurden, wenn sie ihren wirtschaftlichen Höchstwert erreicht hatten, wurden Heimtiere in der Regel dann getötet, wenn sie alt, unheilbar krank oder ihren Besitzer*innen aus anderen Gründen überflüssig geworden waren. Also dann, wenn sie ihren emotionalen oder sozialen Minimalwert erreicht hatten.

Hunde, Katzen und Pferde wurden (und werden) sowohl als Haus- wie auch als Heimtiere konzipiert, die, zumindest was die Lebensgewohnheiten der Katzen anbelangt, erst noch Aspekte der Wildtiere verkörperten. Als polyfunktionale, arbeitswillige Tiere, die Menschen bei Bewachungs-, Trag- und Zugarbeiten, bei der Jagd und der Bekämpfung von Schädlingen behilflich waren, entwickelten ihre Betreuer*innen eine besonders hohe emotionale Bindung an diese – und

umgekehrt. Ihr Pendeln zwischen den Kategorien der Haus- und der Heimtiere spiegelt sich auch darin, dass ihre toten Körper weniger oft als diejenigen der Haustiere, hingegen öfter als diejenigen der Heimtiere ökonomisch verwertet wurden.[18]

Als multifunktionale Lebewesen wurden die landwirtschaftlichen Nutztiere zur Erfüllung unterschiedlichster Aufgaben eingesetzt. Kühe wurden gehalten, weil sie sich reproduzieren konnten, denn weder in der Litho- noch in der Biosphäre gab es einen Vorrat an Rindvieh, das man, wie Kohle oder Erdöl, einfach hätte abbauen und verbrauchen können. Gleichzeitig nutzte die bäuerliche Bevölkerung die Kühe zur Produktion von Milch sowie zur Transformation von Muskelkraft in kinetische Energie, die in der stationär durchführbaren Herstellung von Industriegütern mit der Verbrennung von Kohle in Dampfmotoren erzeugt werden konnte.

Was in der bodenabhängigen, von der Saisonalität und Zyklizität der Nutzung von Pflanzen und Tieren geprägten Agrikultur innerhalb der Biosphäre vielfachen Nutzen stiftete – und bei den Akteur*innen entsprechend geschätzt wurde –, erschien Exponent*innen der sich durchsetzenden Industriegesellschaften ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend als suboptimale Ressourcenallokation, die sie in einem industriewirtschaftlichen Sinne zu korrigieren versuchten. Mit anderen Worten: Sie wollten die multifunktionale agrarische Vielfalt durch eine monofunktionale industrielle Effizienz ersetzen.[19] Bezeichnenderweise hatten auch die von Porcher et al. zitierten, im Dienste Napoleons stehenden Agronomen wie Charles Morel de Vindé im frühen 19. Jahrhundert die landwirtschaftlichen Tiere noch in einem ähnlichen Sinne wie die bäuerliche Bevölkerung zu verbessern versucht. Dass sie die Haustiere dabei zuweilen in ein komparatives Deutungsmuster mit Motoren stellten, machte die lebenden «Fleischmotoren» noch ebenso wenig zu Maschinen wie umgekehrt die den Maschinen zugeschriebenen tierlichen Fähigkeiten diese in «Überpferde» verwandelte. Erst in der Mitte des Jahrhunderts, als sich die Gesellschaften in Westeuropa zunehmend als Industriegesellschaften zu verstehen begannen, fassten jene Bestrebungen Fuss, die Porcher et al. als Versuch der *classe savante* zur Konzeptualisierung der landwirtschaftlichen Nutztiere als *animaux de rente* identifizieren.[20] Doch spätestens beim Versuch, den Begriff *animal de rente* in eine andere Sprache zu übersetzen, wird klar, dass es sich ganz offensichtlich nicht um einen Ausdruck handelt, der, wie beispielsweise «Nutztier» oder «Lebware» auf Deutsch, *animal utile* auf Französisch oder *livestock* und *husbandry* auf Englisch die Erfahrungen aus der Praxis des Umgangs mit lebenden Ressourcen beschreibt. Vielmehr stellt *animal de rente* einen Erwartungsbegriff im koselleckschen Sinn dar, der eine antizipative und zugleich präskriptive Haltung ausdrückt, die sich mit den Vorstellungen in der agrarischen Praxis nur ansatzweise deckte.[21]

Beim Versuch der französischen Agronomen, *animaux de rente* zu schaffen, ging es nicht einfach um eine generelle Verbesserung der Nutztiere oder eine Steigerung ihres Nutzens, sondern um den ganz spezifischen Versuch der Reduktion der Komplexität der lebenden Ressource Tier, wie das Wissenschaftler wie Justus von Liebig in Deutschland und Rudolf Simler in der Schweiz auch im Bereich der Flora versuchten.[22] In Frankreich plädierten Charles Knoll und Louis Villermé dafür, aus multifunktionalen *animaux utiles* monofunktionale *animaux de rente* zu machen, weil sie sich von einer solchen Komplexitätsreduktion bei tierlichen «Umformungsprozessoren»[23] eine ähnliche Steigerung von Leistung und Rentabilität erhofften wie beim Einsatz des wetterunabhängigen Dampfmotors in der Fabrik. Knoll, Villermé und viele andere wollten also nicht einfach Tiere «modernisieren» oder deren Haltung «rationalisieren», sondern auf *eine* Funktion hin spezialisieren. Tiere sollten deshalb künftig entweder Arbeit leisten, Milch produzieren, Fleisch ansetzen oder emotionale Bedürfnisse befriedigen, nicht mehr alles zugleich, wie es die bäuerlichen, hauptsächlich männlichen Tierzüchter bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts beim Rindvieh anstrebten. Bis dahin sei «Milch, Arbeit und Fleisch, von jedem möglichst viel und in guter Qualität» das, was Bauern von ihren Rindern erwarteten, stellte der Landwirt Alois Günthart 1928 fest.[24] So wie Architekten und Versicherungen Haushalt und Betrieb zu trennen versuchten (und damit die mehrheitlich von Frauen geleisteten Reproduktionsarbeiten aus dem Produktions- in den Konsumbereich verschoben),[25] so versuchten französische Agronomen die Tiere in nützliche Haus-, nützliche Arbeits- oder nützliche Heimtiere aufzuspalten. Polyvalente Tiere, die alles zugleich waren und sich erst noch selbst reproduzieren konnten, galten der sich durchsetzenden industriellen Verbrauchslogik zufolge als ineffizient und paradoxerweise genau in dem Moment als veraltet, als sie in der agrarischen Praxis und einem Teil des Transportwesens zunehmend wichtiger wurden – und deshalb von den Akteur*innen der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft auch als multifunktionale Wesen konzipiert wurden.

Mit ihrer ganz anderen Konzeptualisierung der landwirtschaftlichen Haustiere kreierten die in der agrarischen Praxis wenig bewanderten, «nur» wissenschaftlich ausgebildeten Agronomen und Veterinäre in der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Tat eine Differenz zur bäuerlichen Bevölkerung – aber nicht, weil sich Letztere weniger rational, nutzenorientiert oder modern verhalten hätte als die *classe savante*.[26] Die Differenz zwischen Wissenschaft und bäuerlicher Praxis entstand vielmehr, weil ein nützliches Haustier für die bäuerliche Bevölkerung nach wie vor, mit den zunehmenden Transportbedürfnissen sogar erst recht, multifunktional sein musste. Im Idealfall sollte es arbeiten können, Milch, Wolle oder Eier liefern, sich reproduzieren, einen gutmütigen Charakter entwickeln und sein Fleisch sollte man nach der Schlachtung essen, die Knochen für Dün-

ger und die Haut zur Herstellung von Leder verwenden können. «Ein Bauer hat sein Schwein gern und freut sich doch, dessen Fleisch einzupökeln», schreibt John Berger – und weist darauf hin, dass für Aussenstehende besonders schwierig zu verstehen sei, dass «die beiden durch ein *und,* nicht ein *oder* verbunden» seien.[27] *Animaux utiles* waren auch für Bauern und Bäuerinnen, die im 19. Jahrhundert die wirtschaftliche Globalisierung zur Spezialisierung auf die Milchproduktion nutzten, Produktionsfaktoren und Nahrungsmittel – aber zugleich immer auch noch viel mehr. Sie erlebten, wie ihre Vorfahren im 18. Jahrhundert, «von jung auf, wie das Vieh unter dem Joch bei der Feldarbeit half, wie es Milch gab und sich vermehrte». Darum sahen sie in ihm nicht «die vernunftlose, nur wegen menschlicher Zwecksetzungen daseinsberechtigte Kreatur, sondern den unentbehrlichen Arbeitsgefährten, den getreuen Weggenossen» und wohnten mit ihm nach wie vor unter einem Dach. «Sie pflegten und schmückten es oft sorgfältiger als die leiblichen Kinder, die noch keinen Anteil am mühsamen Tagewerk hatten. Sie passten ihm ihren eigenen Arbeitsrhythmus an und konnten sich nur schwer von ihm trennen.»[28]

Mit dem Erwartungsbegriff *animal de rente* lässt sich die Multifunktionalität, die landwirtschaftliche Nutztiere bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts kennzeichnete, gerade *nicht* erfassen; er eignet sich deshalb denkbar schlecht zur Analyse des Verhaltens der Betreuer*innen von Nutztieren im Zeitraum der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft. *Livestock, animal utile* und insbesondere «Nutztier» sind für diesen Zweck viel adäquatere Begriffe, weil mit ihrem Gebrauch der Nutzen der von den Tieren geleisteten Arbeit integriert werden kann. Würde man den Begriff *animal de rente* jedoch einfach durch *animal de travail* ersetzen, käme man vom Regen in die Traufe. Denn damit würden die landwirtschaftlichen Nutztiere auf ihre Fähigkeit zu arbeiten reduziert – was bekanntlich auch bei streng arbeitenden Tieren kaum je der Fall war. Oder dann würden, wie von Porcher et al. suggeriert, alle durch die Stoffwechselprozesse induzierten Veränderungen in den Körpern der Tiere (wie beispielsweise die Zunahme von Fett, Fleisch und Haut sowie die zyklisch anfallenden Produkte Milch, Eier und Wolle) zu Arbeitsleistungen deklariert. Geht man aber, wie Porcher und Estebanez in ihrem Artikel *Animal labor* davon aus, dass es *Arbeit* ist, die neben Produkten Bindungen zwischen Menschen und Tieren kreiert, dann ist es analytisch viel ergiebiger, die Anwendung des Arbeitsbegriffs auf diejenigen Tätigkeiten einzugrenzen, in denen Menschen und Tiere tatsächlich eng kooperierten, das heisst also primär bei Zug- und Tragarbeiten sowie allenfalls beim Melken.[29] Alle anderen von Wild-, Haus- und Heimtieren ausgehenden Nutzungsaspekte können mit einer pragmatischen Verwendung der Begriffe *animal utile,* «Nutztier» oder *livestock* in den jeweiligen Sprachen relativ präzis erfasst werden. Mit anderen Worten: Nicht auf ihre Arbeitsfähigkeit reduzierte «Arbeitstiere», son-

dern arbeitende Tiere, denen zugleich noch viele andere Nutzungsaspekte zugeschrieben werden, sind der Schlüssel zur Konzeptualisierung des Tiers als multifunktionales Wesen, das etwas «à notre humanité»[30] beitragen kann.

Zur Konzeptualisierung der arbeitenden Nutztiere durch ihre Betreuer*innen

Im folgenden Abschnitt geht es um die Frage, wie die Besitzer*innen und Halter*innen von arbeitenden Nutztieren ihre *working companions* wahrnahmen und welche Fähigkeiten sie ihnen zuschrieben oder absprachen. Denn Menschen, deren Alltag von einer räumlich-emotionalen Nähe zu ihren Tieren geprägt war, erblickten in diesen noch ganz andere Eigenschaften als französische Agronomen, die Tiere auf ihr Potenzial zur Generierung einer Rente zu reduzieren versuchten, oder Tierschützer*innen in der Schweiz und in Belgien, die arbeitende Hunde in Städten primär als sanitarisch-seuchenpolizeiliches Ärgernis wahrnahmen und dem mobilen Milch- und Kleinwarenhandel die Verwendung von Zughunden verbieten wollten.[31] Schon die Domestikation der Haustiere deuteten die Tierhalter*innen in der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft anders. Der aus bäuerlichen Verhältnissen stammende Veterinärmediziner Walter Frei beispielsweise sah in der Domestikation einen wechselseitigen Prozess, in dessen Verlauf sich Mensch und Tier zur Förderung ihres je eigenen Nutzens annäherten. Dabei ging es um Schutz, Nahrung und Arbeit, aber auch um «ernsthafte Zuneigung», die durchaus «gegenseitig» sein konnte.[32] Das aus dem Prozess der Domestikation resultierende Zusammenleben von Menschen und Haus- und Heimtieren interpretierte Frei als «eine Symbiose», als «ein gesellschaftliches Zusammenleben mit ungefähr gleicher Verteilung von Nutzen und Lasten, von Rechten und Pflichten auf beide Beteiligte».[33] Der Mensch gebe dem Haustier Nahrung und Schutz vor Verfolgung durch andere Tiere und nehme von ihm dafür Arbeit, Milch, Wolle, Fleisch und andere Produkte. In dieser gegenseitigen Hilfestellung, die die Menschen zur Einhaltung der aus der Symbiose erwachsenden Aufgaben verpflichte, erblickte Frei die «ethische Rechtfertigung der Domestikation».[34]

Für den Kynologen (und Geologen) Albert Heim, der seine eigenen Hunde zum Ziehen einspannte, mündete dieser zwar asymmetrische, aber gegenseitige Annäherungsprozess in einem symbolischen Vertragsabschluss, der für beide Seiten Rechte und Pflichten beinhaltete.[35] In den Auseinandersetzungen um eine Regulierung der Hundearbeit Ende der 1880er-Jahre argumentierte Heim sogar explizit mit einer Art Egalität des gegenseitigen Nehmens und Gebens, als er schrieb, der Mensch *dürfe* vom Hund nicht nur «so viel Arbeitsleistung» zurück-

fordern, wie er ihm durch seine «Behausung und Ernährung» abnehme,[36] zur Sicherstellung der Gesundheit des Hundes *müsse* er ihm «eine entsprechende Ersatzarbeit» bieten.[37]

Auch viele Fuhrhalter, Bauern und Bäuerinnen interpretierten die Domestikation ihrer Haustiere im Sinne eines Koevolutionsprozesses eher als Voraussetzung für eine «gegenseitige Begünstigung» denn als Vorstufe einer einseitigen Ausnützung. Dass aus diesem Prozess auch für die Tierhalter*innen Pflichten erwuchsen, hielt einige, denen Tiere zum Arbeiten mehr als nützlich gewesen wären, denn auch davon ab, Tiere zu halten, wie am Beispiel der Bäuerin Mina Hofstetter deutlich wird. Hofstetter bewirtschaftete ihren Hof am Greifensee ab Mitte der 1920er-Jahre viehlos. Sie fand es widersinnig, «Tiere in Ställe zu sperren und zu Sklaven zu machen», weil dies für sie zugleich bedeutete, dass Menschen «zu Sklaven dieser Tiere» wurden.[38] Die körperlich schweren Transport- und Zugarbeiten auf ihrem Hof mussten bis zum Funktionieren der von Konrad von Meyenburg entwickelten motorengetriebenen Bodenfräse deshalb ihre Kinder, Praktikantinnen, Angestellten und sie selbst verrichten.[39]

Doch die grosse Mehrheit der bäuerlichen Bevölkerung betrachtete sich weder als Sklav*innen ihrer Tiere noch diese als ihre Sklav*innen. Arbeitstiere waren für sie vielmehr *working companions,* die es zu füttern, zu pflegen und zur Arbeit zu erziehen galt. Albert Heim und der Veterinär Ernst Hess gaben Tierschützer*innen, die Milchmännern, Kleinhändlerinnen und Kindern das Anspannen der Hunde und den Hunden selbst das Arbeiten verbieten wollten, zu bedenken, dass die Tierhalter*innen sehr wohl in der Lage seien, vernünftig über den Arbeitseinsatz ihrer Tiere zu entscheiden. In seiner Antwort auf eine Eingabe des städtischen Tierschutzvereins, der ein Verbot der Zughunde in Bern verlangte, stellte Hess nicht nur die Frage in den Raum, wer denn eigentlich kompetent sei, auf diese Frage eine «vernünftige» Antwort zu formulieren; er wies zugleich eindringlich darauf hin, dass in der bürgerlichen Gesellschaft offensichtlich nicht alle arbeiteten und diejenigen, die arbeiteten, dies nicht unter den gleichen Bedingungen taten. «Etwa die Hälfte unserer bernischen Mitbürger», schrieb Hess 1889, «widmet einen grossen Theil ihres Lebens der Pflege der Hausthiere; diese Werkthätigkeit beweist ihre Thierfreundlichkeit, und sie befähigt sie zugleich, zu einem auf Erfahrung sich stützenden Urtheil über die rationellen Beziehungen zwischen Mensch und Hausthier». Von diesen «Werkthätigen» gehörte «aber so gut wie Niemand den Thierschutzvereinen an». Die Mitglieder der Tierschutzvereine, «namentlich die in Wort und Schrift thätigen», rekrutierten sich vielmehr aus den «Zimmermenschen, denen die Verhältnisse» gestatteten, «sich vergnügungshalber Hunde, Katzen und Stubenvögel zu halten». Wenn diese «Zimmermenschen» mit einem Verbot der Hundearbeit erreichen wollten, dass die Tiere nun überall so gehalten würden

wie in den begüterten Haushalten, dann würden sie einfach übersehen, dass es «neben den Liebhaberthieren auch noch das Proletariat der Nutzthiere» gebe, das von ihren Besitzer*innen «wegen des Ertrages gehalten» werde, deshalb aber noch lange nicht unvernünftig behandelt werden müsse.[40] Und Walter Frei fügte später hinzu, wer wisse, welch grosser «Anteil der Arbeiten und Sorgen eines Landwirtes seinen Tieren» gelte, der werde die Vorteile, die den Haustieren aus der Symbiose und den Leistungen seiner Halter*innen erwachse, nicht gering schätzen.[41]

Landwirte wie Alois Günthart nannten ihre Haustiere denn auch «Stallbewohner», wenn sie von ihnen redeten.[42] Seine Jungtiere identifizierte er als lernfähige «Lehrlinge», deren Vertrauen in ihre Arbeitsfähigkeit gestärkt werden könne, wenn sie nie überanstrengt würden, also immer wieder die Erfahrung machten, dass sie das, was er von ihnen verlangte, auch leisten konnten.[43] Auch Heim war überzeugt, dass Hunde «intelligent genug» sein mussten, um die Arbeit «zu begreifen».[44] Günthart ging, wie viele Dienstboten, Bauern und Bäuerinnen, zudem davon aus, dass Jungtiere sowohl von ihren Artgenossen als auch von ihren Betreuer*innen lernten. Fohlen, deren Mütter zum Ziehen eingespannt wurden, liess man deshalb bei der Ausführung der Arbeiten frei mitlaufen, damit sie ihre künftige Arbeitsumgebung «frei» erkunden konnten.[45] Erst als ein- oder zweijährige Jungtiere band man sie locker neben ihre Mütter oder andere Zugtiere, sodass sie sich an einen zügigen Gang gewöhnten. Im Alter von zwei oder drei Jahren spannte man sie zusammen mit einem erfahrenen Pferd ein und erhöhte den von ihnen zu ziehenden Anteil der Last kontinuierlich. Den Abschluss der Erziehungsarbeit bildete im Falle der Kutschen-, Reit- und Militärpferde die Angewöhnung an unterschiedlichste Arbeitskontexte, insbesondere an die Hektik und den Lärm in den Städten, an den Geschützlärm und das Gedränge im Militär oder an den anhaltenden Trab auf den Landstrassen.[46]

Ähnlich verlief die Erziehungsarbeit bei den Rindern. Sie sollten «gängig, leicht lenkbar und zugsicher sein», schrieb Günthart. Das erreichte er mit täglichem Auslauf, einer freundlichen Behandlung, einer guten Klauenpflege, der Anregung zu einem ausgiebigen Schritt, einem frühzeitigen Gewöhnen an die Führung durch Zügel und einer einfachen, aber klaren Sprache.[47] Befehle wie «Hüst» und «Hott» könnten sich Kühe gut merken, «der Zuchtstier noch besser, langsamer der Ochse», schrieb Günthart.[48] Zugleich wies er darauf hin, dass diese Lernprozesse bei den Tieren anders verliefen als bei den Menschen. Das Wörtchen «Hü» stehe «dem Rinde nicht wie einem Grammatiklehrer im Verständnis, sondern mit äussern Zusammenhängen», die Menschen manchmal gar nicht bewusst seien.[49] Entscheidend waren für ihn deshalb die Methoden, mit denen die Haustiere erzogen wurden. Sei die «Lehrmethode» adäquat, so bleibe dem «Gewohnheitstier» Rind von der Arbeit ein «guter Eindruck im Gedächtnis».

Abb. 1: *Das ambivalente Verhältnis der bäuerlichen Bevölkerung zu ihren Tieren auf den Punkt gebracht hat der* Zürcher Bauer *1942 in der Ausgabe zum hundertjährigen Bestehen des kantonalen landwirtschaftlichen Vereins.* (Zürcher Bauer, *23. 12. 1942)*

Hunde und insbesondere Pferde wurden von ihren Besitzer*innen zudem als «Kameraden»,[50] zuweilen gar als «Freunde» bezeichnet.[51] Landwirte sprachen auch Kühen ein «Seelenleben» zu und identifizierten bei einzelnen von ihnen «eine bemerkenswerte Intelligenz». Bauern berichteten von «Freundschaften», die sie mitunter mit besonders intelligenten Tieren schlossen. Er wisse, schrieb ein Landwirt, dass er mit solchen Bemerkungen nicht bei «allen Leuten Zustimmung» finde, fügte aber entschlossen hinzu: «Der Landmann aber, wenigstens sofern er seine Vierbeiner mit Aufopferung und Liebe und nicht nur als Ausbeutungsobjekte behandelt, glaubt dies, wenn auch ohne wissenschaftliche Beweismittel, *besser* zu wissen.»[52]

Neben Respekt, Achtung, Vertrauen und Zuneigung lösten Haustiere bei ihren Betreuer*innen auch Abneigung, Argwohn, Skepsis, Distanz und Frustration aus. Über Gewaltanwendung und Misshandlungen sprachen überforderte Akteur*innen in der Regel nur, wenn sie vor Gericht gezogen wurden. Vor Stieren, die regelmässig in tödliche Unfälle verwickelt waren, hatten fast alle Angst. Pferde, die sich aus der Perspektive von Fuhrhaltern und Karrern «durch Untugenden» auszeichneten, wurden als «böse» charakterisiert, weil «im Pferdegeschlecht» die «gleichen Worte Geltung» hätten wie im «Menschengeschlecht».[53] Eigensinnige, für menschliche Akteur*innen schwer deutbare Verhaltensweisen von individuellen Tieren übersetzten ihre Halter*innen mitunter auch in eine der Politik entlehnte Begrifflichkeit, um zumindest auf der semantischen Ebene Klarheit zu schaffen. So erklärte die Redaktion der *Schweizerischen Landwirtschaftlichen Zeitschrift* einem Pferdebesitzer, der sich erkundigte, weshalb sich sein neu zugekauftes Pferd wohl so störrisch weigerte, in dem von ihm geplanten Dreiergespann zu ziehen: Im Unterschied zu seinen zwei bisherigen, an sein Regime gewohnten Pferden erachte das neue die ihm zugemutete Last vielleicht als zu schwer. Er müsse bedenken, dass es nun auch «unter den Pferden Bolschewiki» gebe, «die nur für bestimmte Lasten zu haben» seien.[54]

Mehr «Tierwohl» dank weniger arbeitenden Tieren?

Die in den 1940er- und 1950er-Jahren technisch-energetisch machbar gewordene Motorisierung und Chemisierung vieler landwirtschaftlicher Arbeiten ermöglichte es, menschliche und tierliche Muskelkraft durch Erdöl zu ersetzen. Damit entstanden Bedingungen, die erstmals eine Züchtung monofunktionaler Tiere auch in der agrarischen Praxis in den Bereich des Machbaren rückten – also genau das, was Wissenschaftler (nicht nur) in Frankreich schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts angestrebt hatten. Die in den 1950er- und 1960er-Jahren stattfindende Verdrängung der arbeitenden Nutztiere durch motorengetriebene Maschinen hatte zur Folge, dass landwirtschaftliche Nutztiere, insbesondere Hühner und teilweise auch Schweine, auf eine einzige Funktion reduziert werden konnten.[55] Bei den Milchkühen hingegen war dies wegen ihrer längeren Reproduktionszyklen und der untrennbar miteinander verknüpften Produktion von Milch und Fleisch für den menschlichen Konsum nicht möglich. Die neuen, zunehmend exklusiv von Wissenschaftler*innen entwickelten Zucht-, Fütterungs- und Haltungsmethoden beim Geflügel und den Schweinen führten dazu, dass, wie in der Industrie, immer weniger Menschen immer mehr tierliche Produkte herstellen konnten. Die Marginalisierung der (klein)bäuerlichen, multifunktionalen Tierhaltung erfolgte bezeichnenderweise genau in dem Moment, in dem die Nachfrage nach tierlichen Produkten die Zahl der zu monofunktionalen Zwecken gehaltenen Tiere in, historisch betrachtet, astronomische Höhen trieb.

Die von den bäuerlichen Nutztierhalter*innen als emotionaler Verlust, strukturelle Gewalt, ökonomische Chance oder Befreiung von Zwängen wahrgenommene Aufhebung des Arbeitens mit Tieren trug entscheidend dazu bei, dass die engen Kontakte zwischen Tieren und ihren Betreuer*innen durch räumliche und emotionale Distanzierungen überlagert und teilweise sogar aufgehoben wurden. Ersichtlich wird das beispielsweise an den automatisierten Fütterungs- und Entmistungsmethoden[56] sowie der Tendenz, die Tiere nun über die Vergabe von Nummern zu anonymisieren, statt, wie in der bäuerlichen Praxis bisher üblich, mit der Vergabe von Namen zu individualisieren.

Gegen diese «Industrialisierung» der Nutztierhaltung auf der Grundlage teilweise importierter Futtermittel entwickelten sich rasch Skepsis und Widerstand. Die aus (klein)bäuerlichen Kreisen formulierte Kritik wurde von liberalen, konservativen und linken Kräften noch mit Erfolg als bäuerliche Fortschrittsfeindlichkeit diskreditiert. Aber in den 1970er-Jahren gelang es der Tierschutzbewegung, einen Teil ihrer primär auf die neuen Haltungsformen beim Geflügel, den Schweinen und den Mastkälbern fokussierten Kritik im Gesetzgebungsverfahren geltend zu machen.[57] In den 1980er-Jahren kam es zur Verhinderung von «Tierfabriken» in

der Schweiz sogar zu einer Begrenzung der Anzahl Tiere pro Betrieb, einem international Aufsehen erregenden Eingriff in die Produktionsfreiheit.
Diese gesellschaftlichen Interventionen schufen Nischen für den Aufbau alternativer Geschäftsbeziehungen zwischen Tierhalter*innen, Grossverteilern und Konsument*innen. In Kooperation mit Etholog*innen wurden alte bäuerliche Formen der Nutztierhaltung zu «artgerechten» Haltungsformen weiterentwickelt wie die Boden- statt Batteriehaltung beim Geflügel, die Mutterkuhhaltung in der Rindfleischproduktion oder die Freilandhaltung bei Schweinen. Aber auch viele der sich auf globale Austauschprozesse einlassenden, auf das Angebot billiger Futtermittelimporte und die Nachfrage nach billigem Fleisch reagierenden Nutztierhalter*innen erblickten ab den 1990er-Jahren in den aufkommenden Labelprogrammen, die von der Tierschutzbewegung zunehmend als das «Tierwohl» fördernde Haltungsformen propagiert wurden, weniger eine Einschränkung ihrer Produktionsfreiheit als vielmehr eine Chance, dem durch die internationale Konkurrenz immer noch grösser werdenden Druck zumindest teilweise auszuweichen. Aus dieser Entwicklung entstand das Spannungsfeld, in dem sich seither alle Nutztierhalter*innen bewegen: Aus wirtschaftlichen Gründen müssen ihre Tiere mit möglichst wenig (Arbeits-)Aufwand möglichst rasch ihre nun monofunktional definierten Zielsetzungen erreichen, aufgrund der gesellschaftlichen Erwartungen sollten die gleichen Tiere aber nicht nur ein «artgerechtes», sondern zunehmend sogar ein «glückliches» Leben führen. Nimmt man die von der Politik, dem Handel und der Verarbeitung im Zusammenhang mit der Produktion tierlicher Erzeugnisse vermittelten Botschaften als Indikator, dann hat es in der Geschichte in der Tat nie so viele «glückliche» Nutztiere gegeben und das «Tierwohl» war den Akteur*innen, die in den allermeisten Fällen selber keine Nutztiere hielten, aber deren Produkte konsumierten, nie auch nur annähernd so wichtig wie in dem Zeitraum, in dem die bäuerliche Bevölkerung als «einzige Klasse, die in der Geschichte immer mit Tieren vertraut war»,[58] weitgehend marginalisiert wurde. Bezeichnenderweise wurden diejenigen Akteur*innen, die als «Wärter, Pfleger und Töter von Bodenmikroben, Pflanzen und Tieren»[59] aus ihrem Alltag wussten, dass Tiere halten immer auch bedeutet, Tiere töten zu müssen, von Akteur*innen verdrängt, die aus multifunktionalen Nutztieren «glückliche» Verbrauchstiere zu machen versuchen.
Es ist deshalb nur vordergründig paradox, dass parallel zum Aufstieg der Konzipierung des landwirtschaftlichen Nutztiers als «glückliches» Verbrauchstier die Nahrungsmittelindustrie Verfahren entwickelte, um die «biochemischen Fabriken»[60] durch weniger kontingente, verlässlicher steuerbare biotechnologische Produkte zu ersetzen, und gleichzeitig die Tierrechtsbewegung die Forderung nach einer Abschaffung der Nutztierhaltung zu einem populären Traktandum auf der politischen Agenda machte.

Unabhängig davon, ob man diese Entwicklung wie Porcher et al. bedauert und zu ändern versucht oder nicht: Ein analytischer Blick auf diejenigen Akteur*innen, die in der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft Tiere als multifunktionale Wesen konzipiert und für vielfältige Zwecke benutzt haben, kann zumindest dazu beitragen, dass die eigene Haltung in dieser Frage nicht nur auf Wunschvorstellungen, sondern auch auf historischen Erfahrungen basiert.

Anmerkungen

1 Jocelyne Porcher et al., «L'animal de rente. Quel rente?», *traverse* 28/2 (2021), 164–177.
2 Ebd.
3 Ebd.
4 Seit längerem interessieren wir uns im Archiv für Agrargeschichte (AfA) für Tiere als biotische Ressourcen und Akteur*innen der Modernisierung, vgl. dazu Peter Moser, «Eine ‹Sache des ganzen Volkes›? Überlegungen zum Prozess der Vergesellschaftung der bäuerlichen Landwirtschaft in der Industriegesellschaft», *traverse* 7/1 (2000), 64–78; Juri Auderset, Peter Moser, «Mechanisation and Motorisation. Natural Resources, Knowledge, Politics and Technology in 19/20th Centuries Agriculture», in Carin Martiin, Juan Pan-Montojo, Paul Brassley (Hg.), *Agriculture in Capitalist Europe, 1945–1960*, London 2016, 145–164; Peter Moser, «Von ‹Umformungsprozessoren› und ‹Überpferden›. Zur Konzeptualisierung von Arbeitstieren, Maschinen und Motoren in der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft 1850–1960», *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes* 13 (2016), 116–133; Peter Moser, «Kultivierung und Zerstörung lebender Organismen. Der bäuerliche Umgang mit chemisch-synthetischen Hilfsstoffen in der Übergangszeit von der agrarisch-industriellen zur industriell-agrarischen Wissensgesellschaft (1945–1975)», *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 1 (2017), 19–35; Juri Auderset, Peter Moser, *Die Agrarfrage in der Industriegesellschaft. Wissenskulturen, Machtverhältnisse und natürliche Ressourcen in der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft (1850–1950)*, Wien 2018; Juri Auderset, Hans-Ulrich Schiedt, «Arbeitstiere. Aspekte animalischer Traktion in der Moderne», *traverse* 28/2 (2021), 27–42. Im Moment führen wir das vom SNF finanzierte Forschungsprojekt «Kulturen und Raumordnungen der Arbeitstiere» durch (vgl. www.agrararchiv.ch). Ich danke Juri Auderset und Hans-Ulrich Schiedt für die Hinweise und Diskussionen zu den historischen und Claudia Schreiber zu den agronomisch-rechtlichen Überlegungen, die in diesem Text zur Diskussion gestellt werden.
5 Für die vom AfA erschlossenen *schriftlichen* Quellen zum Thema vgl. www.sources-histoirerurale.ch, für Bildquellen https://images-histoirerurale.ch/arbeitstiere_online sowie für *Filme* https://ruralfilms.eu/filmdatabaseOnline.
6 Reinhart Koselleck, «Drei bürgerliche Welten? Zur vergleichenden Semantik der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, England und Frankreich», in ders., *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt am Main 2006, 402–464, hier 412.
7 Ebd., 413.
8 Vgl. auch Jocelyne Porcher, Jean Estebanez, «Animal labor. At the forefront of innovative research», in dies., *Animal Labor. A new Perspective on Human-Animal Relations*, Bielefeld 2019, 11–34.
9 Auderset, Moser, *Agrarfrage* (wie Anm. 4).
10 Auderset, Moser, *Motorisation* (wie Anm. 4).
11 Jutta Buchner-Fuhs, «Tiere und Klassendistinktion. Zur Begegnung mit Pferden, Karrenhunden und Läusen», in Jutta Buchner-Fuhs, Lotte Rose (Hg.), *Tierische Sozialarbeit. Ein Lesebuch für die Profession zum Leben und Arbeiten mit Tieren*, Wiesbaden 2007, 309–323, hier 309.

12 Jadon Nisly, «Under one Roof Year-round. The Multispecies Intimacy of Cohabiting with Cows in Byre-houses since the Economic Enlightenment», *Ethnologia Europaea* 49/2 (2019), 50–69; Peter Moser, Hans-Ulrich Schiedt, «Arbeitstiere im langen 19. Jahrhundert. Empirische Evidenzen und soziale Kontexte» (erscheint im Jahrbuch der SGWSG 2021).
13 *Bernische Blätter für Landwirthschaft,* 3. 12. 1887.
14 Patrick Kupper, *Wildnis schaffen. Eine transnationale Geschichte des Schweizerischen Nationalparks,* Bern 2012.
15 Buchner-Fuhs (wie Anm. 11), 309.
16 Zur Idee des Nutzungsvertrages zwischen Haustier und Mensch vgl. Albert Heim, *Der Zughund,* Separatdruck aus *Schweizerisches Hunde-Stammbuch,* Bd. 29, Bern 1930, 3–6, hier 3.
17 Vgl. dazu auch John Berger, *SauErde. Geschichten vom Lande,* München 1982, 7–11; Thomas Macho, «Der Aufstand der Haustiere», in Marina Fischer-Kowalski et al. (Hg.), *Gesellschaftlicher Stoffwechsel und Kolonisierung von Natur. Ein Versuch in Sozialer Ökologie,* Amsterdam 1997, 177–200, hier 190.
18 Ob Katzen- und Hundefleisch gegessen wurde, war je nach Region, sozialer Stellung der Akteur*innen und Zeitraum ganz unterschiedlich. In der bäuerlichen Presse hiess es zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Katzenfleisch sei «ein delikates Essen», das Fett des Katzenkörpers ein «ausgezeichnetes Heilmittel für Hautentzündungen», vgl. dazu *Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift* (1911), 86 f. Zur Kategorisierung der Nutztiere in Wild-, Haus- und Heimtiere vgl. auch das Editorial «Auf den Spuren des Nutztiers», *traverse* 28/2 (2021), 7–16.
19 Michaela Fenske, «Reduktion als Herausforderung. Kulturwissenschaftliche Annäherungen an Tiere in ländlichen Ökonomien», *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes* 13 (2016), 15–32.
20 Porcher et al. (wie Anm. 1).
21 Zum Erwartungsbegriff vgl. Reinhart Koselleck, «Einleitung», in Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland,* Bd. 1, Stuttgart 2004 [1972], XIII–XXVII, hier XVI.
22 Für mehr Informationen zu Rudolf Simler und den anderen in diesem Text namentlich erwähnten Akteur*innen vgl. das AfA-Portal «Personen und Institutionen» (www.histoirerurale.ch/pers).
23 Joseph Käppeli, *Allgemeine Tierzuchtlehre. Leitfaden für den Unterricht an landwirtschaftlichen Schulen zugleich Lehrbuch für den praktischen Landwirt,* Frauenfeld 1904, 3.
24 Alois Günthart, «Die Verwertung der Ergebnisse der Leistungsprüfungen in der Schweizerischen Rindviehzucht», in *75-Jahre Strickhof,* Zürich 1928, 25–38.
25 Auderset, Moser, *Agrarfrage* (wie Anm. 4), 76–82.
26 Porcher et al. (wie Anm. 1).
27 John Berger, «Warum sehen wir Tiere an?», in ders., *Das Leben der Bilder oder die Kunst des Sehens,* Berlin 1989, 13–38, hier 17.
28 Georg C. L. Schmidt, *Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus. Die Wandlung der Schweizer Bauernwirtschaft im achtzehnten Jahrhundert und die Politik der Ökonomischen Patrioten,* Bd. 1, Bern 1932, 40.
29 Porcher, Estebanez (wie Anm. 8); Jocelyne Porcher, Tiphaine Schmitt, «Dairy Cows. Workers in the Shadows?», *Society & Animals* 20 (2012), 39–60.
30 Porcher et al. (wie Anm. 1).
31 Vgl. Hans-Ulrich Schiedt, *Zughunde und ihre Arbeitswelt im 19. und im frühen 20. Jahrhundert,* Archiv für Agrargeschichte 2021 (im Druck); Serge Schmitz, «The Prohibition of Dogcarts in Belgium. A Hidden Agricultural Policy?», in Peter Moser, Tony Varley (Hg.), *Integration through Subordination. The Politics of Agricultural Modernisation in Industrial Europe,* Turnhout 2013, 289–299.
32 Walter Frei, «Die Beziehungen des Menschen zum Haustier als Kulturproblem», *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* (1939), 29–38, hier 29.
33 Ebd., 30.

34 Ebd., 32.
35 Heim (wie Anm. 16).
36 Albert Heim, «Die Verwendung zum Ziehen ist dem Hunde zuträglich», *Zentralblatt für Jagd- und Hunde-Liebhaber* 5/4 (1889), 29–30, hier 29.
37 Heim (wie Anm. 16), 6.
38 Mina Hofstetter, «Was ist biologischer Landbau?», *Vegetarische Presse* 16 (1933), 77 f.
39 Peter Moser, «Mina Hofstetter-Lehner (1883–1967). Bäuerin und Forscherin», in Verein für wirtschaftshistorische Studien (Hg.), *Drucken, Backen, Forschen. Pionierinnen der modernen Schweiz* (Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik 106), Zürich 2016, 70–97.
40 Ernst Hess, «Antwort an den Bernischen Thierschutzverein betreffend seine Erwiderung in der Beilage des *Intelligenzblatt der Stadt Bern* vom 12. Juli und des *Stadtblatt* vom 13. Juli 1887», Stadtarchiv Bern, SAB_1099_0_19.
41 Frei (wie Anm. 32), 31.
42 Paul Lichtenhahn, «Vom Verstand der Tiere», Separatabdruck aus dem *Schaffhauser Bauer* (1941), 3–18, hier 15.
43 Alois Günthart, «Die Erziehung des Rindes zum Zuge», *Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift* (1938), 137–146, hier 139.
44 Albert Heim, «Der Zughund in der Schweiz», in Max Feer (Hg.), *Schweizerische kynologische Gesellschaft. Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Gesellschaft, 1883–1933,* Bern 1933, 219–227, hier 222.
45 Vgl. Peter Moser, Andreas Wigger, *Working animals. Hidden modernisers made visible,* Video Essays on Rural History Nr. 1, European Rural History Film Association, Bern 2021.
46 Franz Müller, «Unsere Pferdezucht», in Schweizerisches Landwirtschaftsdepartement (Hg.), *Landwirtschaftliches Jahrbuch der Schweiz,* Bern 1889, 122–143, hier 123.
47 Günthart (wie Anm. 43), 138.
48 Ebd., 145.
49 Alois Günthart, «Über das Gedächtnis des Rindes und seine Verwertung bei der Zugarbeit», *Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift* (1941), 642–644.
50 Max Gysler, «Über die Seele des Pferdes», in *Basellandschaftliche Pferdeversicherung 1893–1943. Jubiläumsschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens*, Liestal 1943, 49–53.
51 Alfred Linder, «Pferd und Traktor», *Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift* (1950), 190.
52 Anonym, *Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift* (1933), 1 (Hervorhebung durch den Autor).
53 Anonym, *Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift* (1916), 782.
54 Anonym, *Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift* (1928), 217 und 304.
55 Dies hatte zur Folge, dass bei den Legerassen die männlichen Küken buchstäblich nutzlos wurden und deshalb seitdem unmittelbar nach dem Schlüpfen getötet werden.
56 Zur Entwicklung in Deutschland vgl. Veronika Settele, *Revolution im Stall. Landwirtschaftliche Tierhaltung in Deutschland 1945–1990*, Göttingen 2020.
57 Auf der gesamtschweizerischen Ebene wurde der «Tierschutz» 1973 auf Verfassungs- und 1978 auf der Gesetzesstufe verankert.
58 Berger (wie Anm. 27), 38.
59 Konrad von Meyenburg, «Grundsätzliches zur Kritik der Rentabilitätsberechnungen des Schweizer Bauernsekretariates», *Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft* 63 (1927), 433–466, hier 447.
60 Macho (wie Anm. 17), 186.